

Malte Ebner von Eschenbach

Relational Reframe

Einsatz einer relationalen Perspektive auf Migration in der
Erwachsenenbildungsforschung

356 Seiten · broschiert · € 44,90
ISBN 978-3-95832-175-5

© Velbrück Wissenschaft 2019

Einleitung

Auf dem Weg zu einer relationalen Wende

»Alles was ist, ist Beziehung, und alles was nicht ist, ist ebenfalls Beziehung. Diese Beziehung ist das Absolute selbst, und nur sie kann rechtens als das Absolute begriffen werden« (Schaaf 1965, 3). Mit dieser apodiktischen Zuspitzung von Beziehung als Grundkategorie philosophischen Denkens stellt Julius Jakob Schaafs Position das Substanzdenken radikal infrage, ohne es jedoch zu verwerfen. Indem er Beziehung als nicht nur schlechthin entscheidenden, sondern einzigen Grundbegriff philosophischen Denkens charakterisiert, behauptet Schaaf letztbegründend ein metatheoretisches Reflexionsniveau, von dem aus jedes Phänomen auf seine ›Beziehungsmomente‹ hin analysiert werden kann (vgl. Schaaf 1966). Dieser für die Philosophie reklamierte Totalitätsanspruch der Beziehung betrifft nach Schaaf ebenso die wissenschaftlichen Gegenstandsbereiche: Beziehung bzw. Relationalität beinhaltet »den prinzipiellen, weil schlechterdings universalen, alles Faktische umfassenden Beziehungscharakter« (Schaaf 1965, 10), der »auch alle Fach- d.h. Wirklichkeitswissenschaften nach und nach als methodische Inbegriffe von Beziehungsgefügen« (ebd., 12) zu entwickeln ermöglicht. Für die Erwachsenenbildungswissenschaft zeichnet sich vor diesem Hintergrund ab, sofern der Behauptung Schaafs

gefolgt wird, dass sie ebenfalls als ›Inbegriff von Beziehungsgefügen‹ konzeptualisiert werden könnte. Eine Spur, der wir folgen werden.

Dass Schaafs Entwurf einer Relationstheorie – Christoph von Wolzogen spricht von einer »universalen Relationstheorie« (von Wolzogen 1984, 11) – in den zeitgenössischen Auseinandersetzungen zu relationaler Theorieentwicklung nicht vernommen wurde, sollte keine größere Irritation hervorrufen. Die formallogische Spezifität und hohe Abstraktion der Relationstheorie Schaafs sowie dessen nur wenig weiterführenden relationslogischen Analysen scheinen für weitere Rezeptionen, Umschriften oder Fortentwicklungen keine größere Attraktivität besessen zu haben (vgl. einzelne Ausnahmen Leisegang 1969; Engelmann 1974; Drechsel 1978/2000; Japp 1980; von Wolzogen 1984; Löbl 1986; Schäffter 2013a). Erschwerend kam hinzu, dass Schaaf seine relationslogischen Grundprinzipien in einen transzendentalphilosophischen Horizont einbettete, was empirische Anschlüsse erschwert. Wird die durchaus nachvollziehbare Skepsis gegenüber Schaafs fundamentalen Beziehungsbegriff überwunden, offenbart sich ein erkenntnistheoretisch inspirierender Vorschlag, der die gegenwärtigen Entwicklungen relationaler Theorieansätze zu kontrastieren und ihnen eine weitere Perspektive beiseitezustellen vermag. Dass der Zeitpunkt günstig erscheint, die relationslogischen Grundbestimmungen Schaafs aufzugreifen, liegt an der anhaltenden und zunehmenden Konjunktur der expliziten Beschäftigung mit Relationalität in vielen unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen (vgl. z.B. von Wolzogen 1984/1992; Bourdieu 1985a; Altman & Rogoff 1987; Breuning 1987; Emirbayer 1997; Drechsel 2000; Löw 2001; Mitchell 2003; Shults 2003; Bergmann & Daub 2006; Häußling 2008; Fuhse & Mützel 2010; Meder 2010; Crossley 2011; Donati 2011; Reuter 2012; Glissant 2013[1996]; Gottlöber 2013; Sassenfeld 2015; FS TMG 2017; Staemmler 2017; Röhner 2018). Schaafs radikales Beziehungsdenken erschließt hier ein Reflexionsniveau, das ein hohes Maß an Orientierung offeriert.

In einem größeren Zusammenhang verweist die aktuell intensiver werdende Explikation eines Denkens in Relationen auf eine bislang kaum gekannte Expansion und Wiederaufnahme einer spezifischen ›Grundweise abendländischen Denkens‹ (vgl. Welte 1980), die, wie Ortfried Schäffter es rekapituliert, die »Tendenz eines wissenschaftstheoretischen Megatrends eines ›relationalen Turns‹« (Schäffter 2014b, 10) ankündigt. Folgt man der Deutung Schäffters, zeichnet sich in zunehmenden Maße eine historische Transformationsbewegung der Episteme ab: In nahezu allen Wissenschaftsdisziplinen kommt es zu einer Ablösung von einer substanziellen Konzeptualisierung und einer tendenziellen Annäherung an eine relationale Formation (vgl. Schäffter 2017b; ausführlich Schäffter 2013a). Die Verschiebung zu einer relationalen Perspektive selbst liegt dabei nicht ›offensichtlich‹ vor, sondern »verläuft [...] auf einer tieferen, nicht substanziell beobachtbaren Ebene sozialer Wirklichkeit« (Schäffter 2014a, 25). Folglich geht es »nicht mehr um inhaltlich-substanziell fassbare, ›figurative‹

Einzelveränderungen, sondern um eine tiefer gelegte Veränderung der bisher grundlegenden Veränderungsbedingungen« (ebd., 14). Es ist ein »struktureller Wandel der bisherigen Kontexte, in denen die inhaltlichen Veränderungen überhaupt erst möglich wurden« (ebd.). Diese Konjunktur einer relationalen Perspektive – Erich Hörl zufolge ist »die Rede von einem anbrechenden Zeitalter relationalen Denkens und von einem Durchbruch zu einer relationalen Wissenskultur im 20. Jahrhundert praktisch durchgehend vorhanden und auch bereits tief in diesem philosophischen Selbstverständnis sedimentiert« (Hörl 2016, 38) – birgt ein (onto-)epistemologisches Potential (vgl. Sandkühler 1991), das es für die Theorie- und Erkenntnisentwicklung in der Erwachsenenbildungswissenschaft zu explorieren und zu schöpfen gilt (vgl. auch Debaise 2012; Dépelteau 2013).

Relationalität als eine »Bewegung der Zivilisierung«

Die sich abzeichnende Inauguration eines relationalen Denkstils offenbart sich bei näherer Betrachtung nicht nur durch den expliziten Bezug auf Relationalität, sondern auch durch die einsetzende Sensibilisierung für implizit relationslogisch argumentierende Ansätze. Die Vielzahl an aktuellen Veröffentlichungen in unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen zum Thema Relationalität suggeriert, dass relationale Theoriefiguren zeitgenössische Besonderheiten seien, die lediglich vermehrt entdeckt und entwickelt werden. Gleichwohl geben relationstheoretische Relektüren etablierter Ansätze z.B. von Karl Marx, Georg Simmel, Émile Durkheim, Leopold von Wiese oder Norbert Elias zu erkennen (vgl. Mützel & Fuhse 2010, 11 f.), dass das Relationsdenken auf eine lange Tradition zurückschauen kann, selbst wenn dieses sich begrifflich noch nicht als solches zu erkennen gab (vgl. Häußling 2010, 63 ff.). Nach und nach wird gewissermaßen rückwirkend erkennbar, dass Relationalität implizit viele Ansätze leitete, explizit aber keine Relationstheorie entwickelt worden war.

Aus philosophiehistorischer Perspektive zählt Relationalität bereits seit den Anfängen zum Inventar philosophischen Denkens – wenn auch im Schatten des Substanzen Denkens: Über einen langen Zeitraum hinweg war Relation der Substanz in ihrer erkenntnistheoretischen Relevanz größtenteils untergeordnet worden. Christian Lavagno weist darauf hin, dass der »Hauptstrom der abendländischen Philosophie« (Lavagno 2012, 130) vom Substanz- bzw. Identitätsdenken geprägt ist: »Von den Weltbildern der Antike bis zur Dogmatik der mittelalterlichen Scholastik, von den Errungenschaften der philosophischen Neuzeit bis zu den Systementwürfen des Deutschen Idealismus reicht die Vorherrschaft eines Denkens, das nach dem Prinzip der Familienähnlichkeit als Identitätsphilosophie bezeichnet werden kann« (ebd.). Die Dominanz der Substanz (bzw. der Identität), die Vorstellung, dass vorgegebene und kontextunabhängige Entitäten existieren, zwischen denen nachträglich zwar

Relationen hinzutreten können, die jedoch keinen wesentlichen Einfluss auf die vorbestimmten Entitäten ausüben, verdunkelte das Relationsdenken und die Auseinandersetzung hierüber bis in die Neuzeit hinein. Erst im sogenannten Marburger Neukantianismus (vgl. von Wolzogen 1984; Meder 2003) erhielt Relationalität eine ernsthafte Thematisierung, die sie aus dem Schatten des Substanzdenkens herausholte. Von der expliziten Infragestellung der Hegemonie des Substanzdenkens im Marburger Neukantianismus bis zur gegenwärtigen Ausweitung und Aufwertung relationaler Denkbewegungen bricht sich daher in Anlehnung an Ernst Cassirer (2000[1910]) eine Dynamik Bahn, in der Dingbegriffe schrittweise durch Relationsbegriffe ersetzt werden, was einen »entscheidenden Durchbruch des neuzeitlichen Erkenntnisgewinns« (Häußling 2010, 83) markiert.

Die sich schrittweise entfaltende Kritik am Substanzdenken und der Versuch der Ersetzung der Dingbegriffe durch Relationsbegriffe stellen den lang anhaltenden Akzidenzcharakter der Relation entschieden infrage. Mit der Abkehr vom »substanz-ontologischen Vorrang der Relata« und der Aufwertung des »relations-ontologischen Vorrangs der Relation vor den Relata«, wie Gaja von Sychowski (2011a, 127) es beschreibt, werden jedoch nicht nur ontologische, sondern auch epistemologische und methodologische Auseinandersetzungen virulent. Die im Marburger Neukantianismus angelegte tiefgreifende Kritik an der Vorrangstellung des Substanzdenkens eröffnet daher eine Perspektive, die den Aufstieg zum Symbolhaften, zum Abstrakten, zum Relationsdenken schlechthin als humanistischen Befreiungs- und Emanzipationsschritt begreift (vgl. Villinger 2004). Die Abkehr von einer substanzialistischen Wirklichkeitsauffassung, die damit beschäftigt ist, Einzelnes zu identifizieren und festzusetzen, und die Wende hin zu einem Denken in Relationen verleihen einer Bewegung Ausdruck, die die epistemische Gewalt des identifizierenden substanzialistischen Denkens in aller Radikalität zurückzudrängen anstrebt (vgl. Clam 2002).

In seiner Eloge für das Werk Cassirers deutet Jürgen Habermas den Perspektivwechsel von der Substanz zur Relation als epistemologische Emanzipationsbewegung. Cassirers Entwurf der »Philosophie der symbolischen Formen« rezipiert Habermas als »Stufen einer fortschreitenden Dekontextualisierung und Objektivierung« (Habermas 1997, 30), in denen der »Gegensatz von Subjekt und Objekt« (ebd., 25) überwunden wird. Cassirer, der sich entschieden für relationales Denken einsetzte, markiert dies als Übergang vom »Substanz- zum Funktionsbegriff«, womit er ansinnt, dass »nicht ›die Gegenstände‹ – als wären sie schon zuvor und unabhängig als Gegenstände bestimmt oder gegeben« (Cassirer 2000[1910], 328) – erkannt werden, sondern dass »wir gegenständig [erkennen], indem wir innerhalb des gleichförmigen Ablaufs der Erfahrungsinhalte bestimmte Abgrenzungen schaffen und bestimmte dauernde Elemente und Verknüpfungszusammenhänge fixieren« (ebd.). Daher ist nach Cassirer das

vermeintlich gegenständliche ›Ding‹ keine Substanz, sondern »ein Ausdruck für die Form und den Modus des Begreifens selbst« (ebd.).

Die herausragende Bedeutung der Relation wird ebenso in Cassirers Betrachtungen zum Feldbegriff deutlich. Er führt dazu an, dass ein »Feld [...] uns als Ganzes und nur als Ganzes gegeben [ist]. In ihm lassen sich zwar einzelne Gebiete abgrenzen und herausheben; aber diese Gebiete bestehen dann nicht unabhängig von ihm und ›vor ihm‹, sondern nur in ihm. [D]as Feld [...] ist also kein Ding, das sich irgendwie in dingliche Teile zerlegen lässt, es ist vielmehr ein ›System‹, ein Inbegriff bestimmter Relationen« (Cassirer 2004[1939], 46; Hervorh.i.Orig.). In diesem Sinne legt Cassirer nicht nur »eine Kritik der ontologischen Weltauffassung [vor], sondern auch eine Kritik der nachträglichen Ontologisierung des Erkenntnisprozesses« (Nassehi 2008, 90 f.). Die Rekonstruktion der Abstraktionsbewegung von den Funktionen »sinnlichen Ausdrucks, anschaulicher Darstellung« (Habermas 1997, 30) hin zur Formalisierung »reiner Bedeutung« (ebd.) bei Cassirer liest Habermas sodann nicht nur in einer erkenntnistheoretischen Perspektive, sondern überdies als eine »Theorie des Zivilisationsprozesses« (ebd., 36), die er gleichzeitig humanistisch als eine »Bewegung der Zivilisierung« (ebd., 37) versteht.

Begreift man den Perspektivwechsel Cassirers von der Substanz zur Relation als »Bewegung einer Zivilisierung«, so bilden sich darin eine Aufwertung und eine Wertschätzung von Positionen ab, die auf Vielfalt, Heterogenität und Differenz – im weitesten Sinne Relationskonstellationen – abzielen. Mit anderen Worten: Die Infragestellung des Substanzdenkens erweist sich als Kritik an identitätslogischen Zugängen. Aus kulturtheoretischer Perspektive legte jüngst François Jullien eine solche Kritik vor. In seinem Essay »Es gibt keine kulturelle Identität« plädiert er dafür, gegenwärtig nicht mehr dem »Phantasma der Identität« (Jullien 2018, 96) zu verfallen. Kultur sei nicht von Identitäten aus entwickelbar, sondern müsse als relationale Prozessierung anerkannt werden (vgl. ebd., 7 ff.). Identitätslogische Ansätze zielen dagegen geradezu darauf ab, wie Lavagno ausführte, die Dynamik zugunsten einer Einheit stillzustellen, wodurch sie die Vielfalt sozialer Wirklichkeit radikal unterdrücken (vgl. Lavagno 2012, 121 ff.). Diese Unterdrückung von Vielfalt und Mehrdeutigkeit, Offenheit oder Unbestimmtheit erwies sich für Édouard Glissant schon in den 1990er Jahren als problematisch. In »Poétique du Divers« stellt er fest, dass die Eindämmung von Vielfalt und Ambiguität, das Streben nach Identität und die damit verbundene ›Vereindeutigung der Welt‹ auf eine Bewegung hindeuten, die einen konfliktverschärfenden Effekt entfaltet (vgl. Glissant 2013[1996]). Nur ein Denken und Handeln im Horizont von Relationalität sei hinreichend sensibel, Vielfalt gerecht zu werden. Der Versuch, eine auf Reinheit abzielende Identität einer mannigfachen Vielfalt überzustülpen, die jede Form von Mischung angreift und auszulöschen anstrebt, verweist nach Glissant auf eine ernstzunehmende Gefahr (vgl. ebd.). Hier kann im Sinne von Thomas Bauer angeknüpft werden, der jüngst ausführte, dass sich unsere Gegenwart

dadurch auszeichnet, dass sie uneindeutig und unklar, »voll von Ambiguität« (Bauer 2018, 12) sei und nicht durch eindeutige, abgrenzbare, unveränderliche Elemente konstituiert ist. Bauer greift in diesem Zusammenhang auf Zygmunt Baumanns Darlegung in »Moderne und Ambivalenz« zurück, die schon 2005 einen Schritt weiterging und die Ambiguität von neuem »als die einzige Kraft, die imstande ist, das destruktive, genozidale Potential der Moderne einzuschränken und zu entschärfen« (Bauman zit. n. ebd., 15), auswies. Die Abkehr von einem verabsolutierten substanzorientierten und identifizierenden Denken, welches mit dem Drang nach Identität und Einheit auf eine »Ambiguitätszähmung« (Bauer 2018, 15) abzielt, hin zu einem Relationsdenken weist nach Bauer auf eine zivilisatorische Perspektive, die sich für Vielfalt, Pluralität und Differenz einsetzt. In der »Philosophie des Nein« bezeichnete Gaston Bachelard aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive ein derartiges Denken, das seine Erkenntnisfähigkeit aus Ambiguität bezieht, als das »Richtige«. »Das Wirkliche richtig zu denken heißt, aus seinen Ambiguitäten Nutzen zu ziehen, um das Denken zu modifizieren und anzuregen« (Bachelard 1980[1940], 30). Diese Vorstellung ambigen Denkens nimmt bei Bachelard (1988[1934], 21) als komplementaritätstheoretisches Denken eine zentrale Bedeutung ein und wird noch ausführlicher zu besprechen sein. Das Ansinnen, einem Denkstil gerecht zu werden, »dem die Differenz wichtiger ist als die Identität, die Dissonanz wichtiger als die Harmonie, die Subversion wichtiger als die Ordnung« (Lavagno 2012, 213), liegt prinzipiell mit dem Relationsdenken vor. Dieses konzeptuell zu berücksichtigen, scheint jedoch eine weitaus schwierigere Aufgabe sein, wie wir noch erfahren werden.

»Substantiiert du noch oder relationierst du schon?«

Die Expansion relationaler Theorieansätze entfaltet differente Entwicklungslinien. Die unterschiedlichen relationalen Ansätze lassen sich durchaus als Ausdruck einer Suchbewegung verstehen, einen relationalen Denkhorizont, so selektiv die Bezüge zunächst auch sein mögen, einzusetzen und voranzubringen. Was nicht auf Anhieb erkennbar ist, sondern erst im Zuge einer intensiveren Auseinandersetzung mit den Offerten relationaler Theoriebildung Kontur erhält, ist der Eindruck, dass sich die Referenzen zu Relationalität terminologisch nahestehen, begrifflich jedoch differieren. Prinzipiell lassen sich die relationalen Theoriefiguren grob auf jene Leitdifferenz überführen, die sich zwischen Substanz und Relation aufspannt. Alexander-Kenneth Nagel fragte 2012 polemisch: »Substantiiert du noch oder relationierst du schon?« (Nagel 2012). Darin klingt an, dass das Substanzdenken absolut zurückgewiesen wird und mit Relationalität eine neue Perspektive Einzug hält. Diese Diktion trifft es jedoch nicht ganz. Es wäre nämlich verfehlt, die proklamierte Dichotomie zwischen Substanz und Relation aufrechtzuerhalten und dabei das Substanzdenken zu

verabschieden. Von größerem Interesse scheint vielmehr, das Zusammenspiel zwischen Substanz und Relation, worauf Schaaf (1966) abhebt, zu fokussieren.

Vor dem Hintergrund differierender Entwicklungslinien haben die heterogenen relationalen Theorieansätze prinzipiell gemeinsam, dass sich ihr Beobachtungs- und Analysefokus auf »relationale Muster« richtet, mit Roger Häußling gesprochen, vor allem auf »Beziehungen«, »Beziehungsgefüge«, »Netzwerkstrukturen« und »Netzwerkdynamiken« (vgl. Häußling 2010, 63). Ein Missverständnis würde jedoch vorliegen, wenn die Selektivität der Referenzen als Argument verstanden werden würde, sich nicht über die Differenzen zwischen den Ansätzen verständigen zu wollen und ihre jeweiligen Stärken und Schwächen zu konturieren. Im Gegenteil: Die Entwicklung relationaler Denkfiguren benötigt die Verhandlung der unterschiedlichen Einsatz- und Referenzpunkte. Der Perspektivwechsel auf Relationalität und der mit ihm unüberschaubare – teils implizite, teils explizite – Variantenreichtum der Bezeichnungen für Beziehungen – Verhältnis, Verbindung, Wechselwirkung, Resonanz, Responsivität usw. – führen zur Annahme, dass sich all diese (und noch weitere) Begriffe deutlicher als bislang als relationale (re-)konzeptualisieren lassen, um darüber die Bedingungen der Möglichkeit zu schärfen, »mit der gesteigerten Dynamik und dem Pluralismus unserer Gesellschaft Schritt halten« (ebd., 83) zu können. Es ist jedoch nicht nur dieses Schritthalten, wie Häußling es darstellt, sondern auch die Überzeugung, sich mit relationslogischen Ansätzen von einem Substanzdenken zu lösen und die dynamischen prozessierenden Relationsverhältnisse als angemessenen Ausgangspunkt einzusetzen, was deren Konjunktur zu begründen scheint (vgl. Jackson & Nexon 1999; Marchart 2013, 52 ff.; Schäffter 2013a; Thompson & Schenk 2017; Bauer 2018; Jullien 2018).

Dass angesichts der beschleunigten Dynamik gesellschaftsstruktureller Transformationsprozesse (vgl. Schäffter 2001a) ausgerechnet relationslogisch informierte Theorieansätze jene anderen »Vorstellungen davon [...], um was für Erkenntnisse wir uns bemühen sollten« (Mitchell 2008, 81; Hervorh.i.Orig.), zu eröffnen in der Lage sind, ist keinesfalls selbstverständlich (vgl. Nagel 2010; Schützeichel 2012). Bei aller Fragwürdigkeit und noch ausstehender Legitimationsbeschaffung der (epochalen) Relevanz eines Denkens in Relationen, setzt ein Plädoyer für eine relationale Perspektive dem verabsolutierten Substanzdenken eine wissenschaftstheoretische Alternative entgegen. Dabei sollte berücksichtigt werden, dass der Erkenntnisgewinn relationslogischer Einsichten »nicht nur von ihrem Potential, sondern vor allem auch von dessen Nutzung [abhängt]« (Schülein 2002, 29). Mit anderen Worten: Die »Theorien sind [...] zunächst ein Instrument, welches erst durch seinen Gebrauch Leistung ermöglicht« (ebd.). Inwieweit ein Denken in Relationen, wie es noch im Fortgang der Argumentation entworfen und als »komplementärer Denkstil« entfaltet werden wird, eine tragfähige Perspektive anbietet, gilt es noch begründend zu zeigen.

Im Gegensatz zu einer möglichkeitsblockierenden Gegenwart, wie sie sich am substanzialistischen Festhalten an scheinbar Gegebenem und Verwirklichtem zeigt, verweist die Tendenz einer relationalen Wende darauf, dass nicht nur die Gegenwart sukzessive an ihrer Oberfläche in Bewegung versetzt ist, sondern dass mit dem Aufkommen und der Thematisierung relationaler Theorieentwicklungsansätze im Sinne einer epistemischen Transformationsbewegung an vielen Orten bereits ein grundlegender Drift zu Relationalität zum Ausdruck gelangt, der Möglichkeit im hohen Maße freizusetzen im Stande ist. Die damit verknüpfte Herausforderung besteht darin, dass »besonders in Phasen der Transformation sozialer und kultureller Zusammenhänge« (Wimmer 2018, 236) Übergangsprozesse einsetzen, »durch die man schon nicht mehr ganz zu dem gehört, was dabei ist, sich zu ändern, ohne bereits die Gestalt der neuen Verhältnisse zu erkennen, von denen bestenfalls erst vage Schemen erahnbar sind« (ebd., 236 f.). Das heißt, der ›liminale Schwebezustand‹ des Nicht-mehr und Noch-nicht, wie ihn Michael Wimmer beschreibt, so bedrohlich seine Unbestimmtheit auch erscheinen mag, schafft gleichwohl die Voraussetzung, »eine Distanz zur Normalität eines Selbstverständnisses und der mit ihr verbundenen Weltansicht, die als quasi-natürliche Gegebenheit aller Erfahrung zugrunde liegt« (ebd., 237), einzunehmen, um andere Referenzpunkte überhaupt wahrnehmen zu können. In dieser Phase der ›Zwischenlage‹ (vgl. Giesen 2010) und der Uneindeutigkeit reifen Wimmer und Bernhard Giesen nachfolgend vielmehr die Bedingungen der Möglichkeit, »Widerstand gegenüber der Gegenwart« (Deleuze & Guattari 2000, 126) zu mobilisieren. Zwar scheinen im Horizont der sich anbahnenden relationalen Wende bereits vielzählige ›Weisen der Welterzeugung‹ (vgl. Goodman 1990[1978]) auf, dennoch benötigen sie vor der Dominanz des ›überraschend widerstandsfähigen‹ (vgl. Brubaker 2007a, 11) substanzialistischen Denkens Schutz, um nicht allzu schnell von dem Bekannten und Etablierten überformt zu werden. Dies erweist sich als besondere Herausforderung, orientiert sich das Denken doch »üblicherweise an Identitäten von Begriffen und Sachverhalten« (Holzer 2017, 81).

Relationalität in der Erwachsenenbildungswissenschaft

Die Implikationen relationaler Theorieansätze tangieren die ›Erwachsenenbildungswissenschaft‹ (vgl. Finckh 2009) nicht nur partiell, weil – wie es zunächst den Anschein haben könnte – aktuelle Diskurse zu relationalen Theoriefiguren vielerorts Konjunktur haben und dadurch Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern die Erwachsenenbildungswissenschaft ist, wie andere Wissenschaftsdisziplinen auch, in einem grundsätzlichen Sinne von der Tendenz einer relationalen Wende betroffen. Vor einem wissenschaftstheoretischen Hintergrund führt der Perspektivwechsel auf Relationalität ontologische, epistemologische, methodologische und methodische

Herausforderungen in einem erheblichen Ausmaße für Fragen der disziplinären Entwicklung von Wissen und Erkenntnis mit sich, die eine Berücksichtigung einfordern.

Auf der Jahrestagung 2012 der Sektion Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), die gemeinsam mit dem Deutschen Institut für Erwachsenenbildung – Leibniz-Zentrum für Lebenslanges Lernen (DIE) in Bonn veranstaltet wurde, stand die Lage der »Erwachsenenbildung im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Praxis« im Zentrum des Interesses. Als Hauptrednerin wandte sich Wiltrud Gieseke (2013) dem Lebenslangen Lernen zu und stellte dabei die Relevanz relationaler Theorieansätze für die Erwachsenenbildungswissenschaft heraus. Sie appellierte an die Scientific Community der Erwachsenenbildung, sich nicht von der Bildungspolitik und deren Förderungsstrategien instrumentalisieren zu lassen, und griff damit implizit eine Einschätzung auf, die auch Christine Zeuner und Peter Faulstich (2009, 28) bereits drei Jahre zuvor vertreten hatten (vgl. auch Pongratz 2010). Eine der zentralen Aufgaben und Herausforderungen für die Erwachsenenbildungswissenschaft, so Gieseke fortsetzend, sei es, »[eigene] Theorien auf Basis bisheriger Forschung« (Gieseke 2013, 12) gewissermaßen als Imprägniermittel fortzuentwickeln, »um im Zusammenspiel neuer relationaler Ansätze den eigenen Platz zu finden« (ebd.). Mit dem Ruf nach ›eigenen Theorien‹ und dem damit verbundenen Hinweis, dass sich die Erwachsenenbildungswissenschaft »zu sehr geliehener Theorien« (ebd.) bediene, mobilisierte Gieseke die Annahme, dass die Erwachsenenbildungswissenschaft erst »dann [als] Teildisziplin auch für andere interessant« (ebd.) werden könne. ›Neue relationale Ansätze‹ aufzugreifen, setzt nicht nur disziplinär die Bereitschaft voraus, sich auf einen noch unbekanntem Pfad begeben zu wollen, sondern auch die Bereitschaft der Scientific Community, sich auf das mit dem unwegsamen Gelände verbundene Risiko bei der Hervorbringung von Wissen und der Entwicklung von Erkenntnis einzulassen, als dass bestehende Fundamente nicht nur thematisch, sondern als kontingent erfahrbar werden. Wie groß die Verunsicherung um die Thematisierung etablierter Grundlagen und Konventionen sein kann, klingt bei Gieseke im Schlusswort ihres Tagungsvortrages an: »Packen wir es gemeinsam weiter und neu an. D.h. aber auch, man muss nicht gleich Beifall erwarten. Anerkennung gibt es meistens gar nicht. Aber Wirklichkeiten können sich verändern, bevor andere sie zerstören« (ebd., 17).

Es ist Gieseke beizupflichten, dass die konstatierten ›neuen relationalen Ansätze‹ eine disziplinäre Entwicklungsperspektive für die Erwachsenenbildungswissenschaft eröffnen (vgl. Schäffter 2012a). Das bedeutet jedoch, gerade wenn mit *neu* Ungewohntes und Unbekanntes verbunden wird, dass es fatal wäre, die Bemühungen relationaler Theorieentwicklung bereits im Ansatz zu ersticken, weil sie, und dies scheint oftmals zu den zentralen Herausforderungen derartiger Unternehmungen zu gehören, nicht dem Common Sense eingeschliffener Wege der Erkenntnisentwicklung zu

entsprechen vermögen. In dieser Hinsicht scheint es die disziplinäre Organisation der Theorie- und Erkenntnisentwicklung zu sein, die auf die Wahrung etablierter Grenzen achtet und bei deren Übertritt, Ausdehnung oder auch Transformation kontrolliert und interveniert (vgl. Ossowski 1973). Die Hervorbringung neuartiger Hinsichten auf Selbstverständliches ist daher nicht nur von der Auseinandersetzung mit (weiter-)bildungspolitischen Förderungspraktiken betroffen, wie Gieseke ausführte (vgl. ebd., 8), sondern im hohen Maße auch der Zustimmung oder Verweigerung der Scientific Community ausgesetzt (vgl. Schmidt-Lauff 2014; Rosenberg 2016). Zeuner und Faulstich diagnostizierten in diesem Zusammenhang bereits vor einem Jahrzehnt drei Aspekte, die sie als problematisch für die disziplinäre Entwicklung der Erwachsenenbildungswissenschaft einschätzten. Zunächst verwiesen sie darauf, dass »[b]risante Themen wenig kontrovers diskutiert [werden]. Im wissenschaftlichen Diskurs herrscht eine Tendenz zur Konfliktvermeidung – jedenfalls in der öffentlichen Artikulation im Rahmen der ›scientific community.« (Zeuner & Faulstich 2009, 27). Weiterhin adressierten sie eine Konfliktarmut, die sich an den »›sanften‹ Rezensionen« (ebd.) von Veröffentlichungen abzeichnet. Als dritten Aspekt betonten sie das generelle Streben von »›Diskursgemeinschaften‹ [...], Forschungszugänge zu monopolisieren« (ebd.). Insbesondere die Machtförmigkeit der Scientific Community, ihr Vermögen zur Monopolisierung von Forschungszugängen entpuppen sich nach Zeuner und Faulstich dabei als bedeutsame Hindernisse bei der Entwicklung noch unbekannter und zukunftsöffener Perspektiven.

Ausführlicher als Zeuner und Faulstich äußerte sich hierzu in jüngster Vergangenheit Hannah Rosenberg in ihrer Untersuchung »Erwachsenenbildung als Diskurs«. In dieser wissenssoziologisch an Ludwik Fleck orientierten Studie widmet sich Rosenberg den »Denkstilen« der Erwachsenenbildung über die Auswertung der Jahrestagungen der Sektion Erwachsenenbildung (DGfE). Sie gelangt in ihrer Untersuchung zu dem Schluss, dass in der Erwachsenenbildung »Heterogenität« und »Zirkularität des Diskurses« wenig ausgeprägt sind und erneuert damit die oben skizzierten Befunde (vgl. Rosenberg 2016, 173). In aller Prägnanz fasst Rosenberg den von ihr untersuchten Diskurs wie folgt zusammen: »Der untersuchte Diskurs verdeutlicht, wie beharrlich sich Vorstellungen und Argumentationsweisen halten können. Einmal stabilisierte Wissensstrukturen oder disziplinäre Denkstile werden im Diskurs beständig wiederholt, an den wissenschaftlichen Nachwuchs weitergegeben, selten hinterfragt und so immer weiter verfestigt. Diese einmal erhärteten Ordnungen zu durchbrechen oder gar zu verändern, ist äußerst schwierig. Der wissenschaftliche Diskurs der Erwachsenenbildung erweist sich in seinen Grundzügen als ausgesprochen veränderungsresistent. Darüber hinaus kann er als relativ konform oder auch wenig konfrontativ bezeichnet werden: wissenschaftsinterne Positionskämpfe oder Gegendiskurse sind kaum auszumachen, die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Erwachsenenbildung

ist weitgehend homogen – eine Perspektivenvielfalt kommt kaum zustande« (ebd., 173 f.). Dieser Befund begründet wohl auch die Verve, mit der die Appelle und Aufforderungen zur Veränderung und Erneuerung von der Scientific Community *an die* Scientific Community oftmals ausgestattet sind. Dass derartige Appelle in der Erwachsenenbildungswissenschaft »jedoch weitgehend folgenlos geblieben« (ebd., 177) sind, deutet nach Rosenberg auf den ausgeprägten Ritualcharakter derartiger Aufrufe.

Relevanz kategorialer Vergewisserung in der Erkenntnisentwicklung

Um über neue relationale Ansätze disziplinäre Entwicklungsmöglichkeiten befördern zu können, stellt sich daher die Frage, wie weit die Voraussetzungen für derartige Explorationsbewegungen in der Erwachsenenbildungswissenschaft derzeit gediehen sind. Es stellt sich überdies die Frage, wie überhaupt erste Ansätze entwickelt werden können. Blickt man auf die Schwierigkeiten bei der Entwicklung neuartiger Ansätze, Zugänge oder Konzepte, wie sie Daniela Holzer (2017, 55 ff.) in ihrer Habilitationsschrift »Weiterbildungswiderstand« ausführt, ist ein solches Unterfangen mitnichten eine singuläre Angelegenheit, sondern benötigt die Zusammenarbeit und Unterstützung eines größeren Diskurszusammenhangs. Wird wie vorliegend argumentiert, dass der gegenwärtige Trend eines Übergangs vom Substanz- zum Relationsdenken mehr als nur ein Oberflächenphänomen darstellt, dessen Gesamtdynamik sich als historische Transformationsbewegung der Episteme deuten lässt, dann wird die Theorie- und Erkenntnisentwicklung in der Erwachsenenbildungswissenschaft vor allem daran zu bemessen sein, wie viel Entwicklungsspielraum sie hierfür zur Verfügung stellt bzw. wie viel Spielraum sich dafür zu eigen gemacht werden muss. Denn, wenn Lavagno gefolgt wird, gilt gerade für die Forschung: »Freiräume gibt es nicht geschenkt, sie entstehen nur durch Aufbegehren und Insubordination« (Lavagno 2012, 204).

In Anschluss an wissenschaftshistoriografische Forschungsstudien lassen sich zahlreiche Belege dafür heranziehen, dass gesellschaftsstrukturelle Transformationsprozesse der Episteme sich auf die Bedingungen der Möglichkeit von disziplinärer Erkenntnisentwicklung erheblich auswirken und vice versa. Diese »Verzwirnung« (Schäffter 2013b) gesellschaftsstruktureller und innerdisziplinärer Entwicklungsdynamiken wird seit einigen Jahren prominent unter dem Stichwort »Historische Epistemologie« gefasst. Zentraler Ansatzpunkt der »Historischen Epistemologie« ist, wie Hans-Jörg Rheinberger in seinem einführenden Band zusammenfasst, »die Erkenntnistheorie einem empirisch-historischen Regime zu unterwerfen und ihren Gegenstand selbst als einen historisch variierenden aufzufassen, anstatt ihn einer transzendentalen Voraussetzung oder doch einer

apriorischen Norm zu unterwerfen« (Rheinberger 2007, 12). Es geht darum, »grundlegende Aspekte des Erkenntnisvermögens überhaupt, einschließlich der wissenschaftlichen Erkenntnis« (ebd.), als historisch gebunden und eng verwoben mit gesellschaftlichen Entwicklungsdynamiken zu betrachten, abseits der Annahme unveränderlicher und überdauernder Apriori (vgl. Carrier 2007; Nasim 2013; exemplarisch für die Erziehungswissenschaft Tenorth 2016; Bünger 2018). Diesem Ansatz folgend, ist eine fortwährende, »wandlungsaffine« und sich als historisch gebunden betrachtende Reflexion auf die »präempirischen Konstitutiva von Theoriebildung« (vgl. Sandkühler 1991) eine unhintergehbare Anforderung bei der Entwicklung von Erkenntnis (vgl. Foucault 1988[1969], 185), insbesondere in Zeiten, die als »unbestimmt«, »ungewiss«, »kontingent« und »zukunfts offen« gelten (vgl. Schäffter 2001a; Schäfer & Wimmer 2004; Holzinger 2007; Mitchell 2008; Marchart 2013; Beck 2017).

Der Philosoph Hans Jörg Sandkühler hebt in diesem Zusammenhang die widersprüchliche Bewegung bei der Entwicklung von Erkenntnis im Horizont epistemischer Transformation hervor. Vor dem Hintergrund der Differenz zwischen Philosophie und Wissenschaft stellt er fest, dass die »ständige Erweiterung der epistemologischen Möglichkeiten der Reflexion auf den Status von Wissen [...] nicht dazu geführt hat, daß der Erkenntnisfortschritt in Philosophie und Wissenschaftstheorie zum Allgemeinut der Wissenschaften geworden wäre« (Sandkühler 1991, 66). Sandkühler konstatiert weiter, dass angesichts »ontologischer Voraussetzungen, epistemologischer Bedingungen und methodologischer Festsetzungen für das normalwissenschaftliche Verhalten der Wissenschaftler in der Regel [gilt]: Sie tun es, aber sie wissen es nicht. Die Selbstreflexion auf präempirische Konstitutiva der Theoriebildung gehört nicht zu den verpflichtenden Normen empirischer Wissenschaften, deren – in der Regel – selbstverständlicher ontologischer Realismus und methodologischer Pragmatismus erfolgreiche Wissenschaft bereits zu verbürgen scheint« (ebd., 67). Allein das Wissen um bestimmte wissenschaftstheoretische Reflexionsmöglichkeiten ist demnach noch keine Garantie für deren Berücksichtigung im Rahmen wissenschaftlicher Wissensproduktion und Erkenntnisentwicklung. Damit spricht Sandkühler das schwierige Verhältnis zwischen philosophischer, wissenschaftstheoretischer und einzelwissenschaftlicher Forschung bei der Erzeugung von Wissen und Entwicklung von Erkenntnis an. Dass der Rückgriff auf kategoriale Reflexion im Horizont einer gesellschaftsstrukturellen Transformation der Episteme notwendig ist, um nicht in eine Empirie zu verfallen, die lediglich das Alltagsdenken verdoppelt, ist dabei keineswegs eine triviale Einsicht, sondern eine diskussionswürdige.

Rückgewinnung kategorialer Sensibilität

In Anschluss an Thomas Samuel Kuhn (1993[1962]) gibt es keinen Anlass zur Reflexion auf die präempirischen Konstitutiva von Theorie, solange im Kontext selbstverständlicher »Normalwissenschaft« Wissen und Erkenntnis produziert werden. Eine Auseinandersetzung mit den Konventionen des Paradigmas, d. h. auch mit dessen Historizität und Kontextualität, sei im Modus »normalwissenschaftlicher« Erkenntnisentwicklung vielmehr problematisch, weil die Produktivität und Leistungsfähigkeit der Forschung unnötigerweise beeinträchtigt werden würden (vgl. Kuhn 1993[1962], 106 ff.). Die Stärke und der produktive »Erfolg« wissenschaftlicher Wissensproduktion und Erkenntnisentwicklung beziehen ihre Dynamik, wie Kuhn weiter ausführt, unter »normalwissenschaftlichen« Bedingungen paradoxerweise aus der Enthaltsamkeit gegenüber kategorialen Klärungs- und Vergewisserungsbewegungen. So besehen sei kategoriale Enthaltsamkeit konstitutive Voraussetzung erfolgreicher »normalwissenschaftlicher« Forschung (vgl. Schüle 2002, 63 f.).

Vor dem Hintergrund der Transformation der Episteme von einer substanzialistischen hin zu einer relationalen Formation werden jedoch die als bislang gesichert erscheinenden wissenschaftstheoretischen Annahmen und Konventionen bei der Theorie- und Erkenntnisentwicklung fragwürdig und fordern geradezu zu einer kategorialen Vergewisserung auf, die den Rückgriff auf wissenschaftstheoretische Reflexionen benötigt (vgl. Rheinberger 2007; Reydon & Hoyningen-Huene 2011; in der Erwachsenenbildungswissenschaft z.B. Kaiser 1993; Schäffter 2014f; Ludwig 2015). Die daher auch in der Erwachsenenbildungswissenschaft zu beobachtende Trennung der Zuständigkeiten – grundlagentheoretische Ansätze auf der einen und anwendungsorientierte Ausrichtungen auf der anderen Seite – befördert letzten Endes eine kategoriale Enthaltsamkeit und führt epistemologisch betrachtet in eine Sackgasse, wenn gesellschaftsstrukturelle Transformationsdynamiken ernst genommen werden. In diesem Horizont zeugt die Aufrechterhaltung der angesprochenen Dichotomie von einer Krisensituation, die es sich zu vergegenwärtigen gilt.

Hinweise auf die tiefgreifende Relevanz wissenschaftstheoretischer Diskussionen, auf die Notwendigkeit von Grundlagenforschung und kategoriale Sensibilität in der Theorie- und Erkenntnisentwicklung in der Erwachsenenbildungsforschung gab es immer wieder (vgl. z.B. Ballauff 1958). Beispielsweise stellte Wilhelm Mader 1984 fest, dass die »Frage, was Grundlagenforschung in der Erwachsenenbildung sei und wo sie stattfindet, neu und wiederholt zu stellen [ist]. Andernfalls droht der Wissenschaft von der Erwachsenenbildung die gleiche Art und Gefahr kurzatmigen, aktuellen Reagierens auf gesellschaftliche Problemlagen, die schon die Erwachsenenbildung selbst in sich wiederholende Krisen und Wenden« (Mader 1984a, 36) getrieben hat. Anfang der 1990er Jahre kritisierte

Arnim Kaiser die Theorie- und Erkenntnisentwicklung in der Erwachsenenbildungswissenschaft, weil sie Rückgriffe auf die philosophische Tradition ausklammert und sich einseitig auf Gegenwartsanalysen beschränkt, deren empirische Erträge mehr Diffusion als Orientierung bezeugen. Um zu »grundbegrifflichen Klärungen wie auch zur Problemwahrnehmung und -differenzierung« (Kaiser 1993, 34) Beiträge liefern zu können, plädiert Kaiser dafür, dass »die Erwachsenenbildung für ihre Theoriebildung die Philosophie zurückgewinnen [muss]« (ebd., 39). Knappe zwei Jahrzehnte später erneuerte Schäffter diesen Befund, indem er konstatierte, dass es die »notorische Vernachlässigung der philosophischen Grundlagenreflexion [...] zukünftig zu überwinden [gilt]« (Schäffter 2011, 233), und Zeuner und Faulstich stellten etwa im gleichen Zeitraum fest, dass diesbezüglich die »Situation der Erwachsenenbildungsforschung als problematisch gekennzeichnet werden [muss]« (Zeuner & Faulstich 2009, 28). Hier schließen Olaf Dörners und Burkhard Schäffers jüngste Hinweise aus Sicht der qualitativen Erwachsenenbildungsforschung an. Ihrer Einschätzung nach ist eine »vertiefte Auseinandersetzung mit der Materie« (Dörner & Schäffer 2012, 12) kaum erkennbar, weshalb sie die Bedeutung der Verschränkung von grundlagen- und gegenstandstheoretischen sowie methodischen und methodologischen Vergewisserungen herausstellen. Dörners und Schäffers Unbehagen setzt bei der Beobachtung des Aufbaus von Forschungsvorhaben in der Erwachsenenbildungswissenschaft ein, deren kategoriale Enthaltbarkeit in der empirischen Forschung problematisch ist: »Der vielerorts anzutreffende Hinweis in Forschungsanträgen, dass man mit der ›grounded theory‹ arbeite, seine Daten mit einem Computerprogramm zur qualitativen Datenanalyse wie MAXQDA auswerte und im Rahmen von ›mixed methods‹ die Kombination unterschiedlicher qualitativer und quantitativer Methoden anstrebe, verweist u. E. zumeist nicht auf eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Materie. Eher haben wir es hier mit einer Mischung aus Unkenntnis, Unsicherheit und strategischem Kalkül zu tun. Man kann solche formelhaften Verweise aber auch als ein Dokument von Hilflosigkeit interpretieren und dementsprechende Hilfestellung anbieten« (ebd.). ›Unkenntnis‹, ›Unsicherheit‹ und ›strategisches Kalkül‹ qualifizieren eine Gemengelage, in der sich die qualitative Erwachsenenbildungsforschung bewegt und die von einer ›Hilflosigkeit‹ berichtet, deren ›Rettung‹ in der Wiederaufnahme grundlagentheoretisch ausgerichteter und wissenschaftstheoretischer Vergewisserung zu liegen scheint (vgl. auch Dörner & Schäffer 2016/2018). Dass die gegenstandsthematischen Fragen keineswegs nur für qualitativ ausgerichtete Studien gelten, sondern auch für quantitativ orientierte Forschungsvorhaben, ist unbestritten. Auch wenn die Klage der »Notwendigkeit einer Grundlagenklärung« (Rosenberg & Hof 2014, 92) in der Erwachsenenbildungswissenschaft ihrerseits immer wieder ›beklagt‹ wird, wie es Hannah Rosenberg und Christiane Hof festhalten, erscheint es umso bemerkenswerter, dass diese ›Klagen‹ keine hinreichenden Impulse bei der aktuellen Diskussion

um Fragen zu Wissensproduktion und Erkenntnisentwicklung zu setzen scheinen (vgl. Schmidt-Lauff 2014, 35).

Epistemische Verantwortung bei der Gegenstandskonstitution

Im Zuge einer verstärkten Aufmerksamkeit für Fragen und Konsequenzen epistemischer Transformation geht es nicht nur darum, die ontologische, epistemologische, methodologische und methodische Diskussion zu erneuern. Es kommt überdies darauf an, sich mit größerer Ausdauer als bisher mit der Erschließung von Forschungsgegenständen zu beschäftigen und sich verstärkt ihrer Historizität zu widmen, d. h., sich angesichts eines epochalen Drifts aufkommender relationaler Theorieentwicklung »entschiedener als bisher Fragen ihrer grundlagentheoretischen Fundierung zuzuwenden« (Schäffter 2011, 232). Diese Orientierung beinhaltet nicht nur, einen ungeklärten Rückgriff auf vermeintlich selbstverständliche Prämissen in der Forschung zu hinterfragen, sondern ebenso die Diskussion über den eigenen normativen Einsatz – was Richard Kubac als »beharrlichste Denkherausforderung« (Kubac 2015, 40) für die Erziehungswissenschaft bezeichnet – reflexiv einzuholen (vgl. Holzer 2017, 97 ff.). Dies betrifft die Bedeutung meist unbeachteter Ansichten, die sich bereits auf der Ebene der Erschließung von Forschungsgegenständen zeigt. Wissenschaftstheoretische Vergewisserungen vermögen einen wichtigen Beitrag zu erbringen, um den jeweiligen Einsatz der Prämissen thematisch werden zu lassen. Mit Anton Hügli könnte in diesem Zusammenhang zugespitzt werden, dass »[n]ur Philosophie allein die in allen Einzelwissenschaften – aus methodischen Gründen – ausgeklammerte normative Frage präsent halten [kann]« (Hügli 1999, 189). Dabei, so beispielsweise Kaiser für die Erwachsenenbildungswissenschaft, »helfen philosophische Kategorien, den Begriff in seinen konstitutiven Momenten näher, d. h. klar und präzise zu bestimmen« (Kaiser 1993, 34). Die insinuierte Rede zielt auf den Aspekt, dass bereits die Reflexion auf die präempirischen Konstitutive bei der Konstitution von Untersuchungsgegenständen eine Erkenntnispraxis darstellt, die nicht nur eine gesellschaftliche Dimension enthält, sondern immer auch einen folgenreichen politisch normativen Akt impliziert (vgl. Fuchs u. a. 2013; Schäfer 2014; Reichenbach 2016b, 423). Mit anderen Worten: Bereits auf der kategorialen Ebene der Erschließung von Forschungsgegenständen, d. h. bei der Selektion der präempirischen Voraussetzungen, beim ›Schnitt‹ (vgl. Deleuze & Guattari 2000, 24) bzw. bei der ›Gegenstandsgewinnung‹ (vgl. Holzkamp 1968, 44) werden Unterscheidungen getroffen und damit relevante gegenstandstheoretische Entscheidungen herbeigeführt, die auf der empirischen Ebene nicht mehr verfügbar werden, sondern einen spezifischen Erscheinungsrahmen setzen,

der als selbstverständlich angesehen wird. Der Anspruch, bereits an dieser Stelle im Forschungsvorhaben die eigene Erkenntnispraxis als wertbezogen und interessegebunden zu begreifen und sie reflexiv einzuholen, verweist nicht nur auf eine kritisch informierte Forschungspraxis (vgl. Butler 2009), sondern auch auf die epistemische Verantwortung auf gegenstandsthematischer Ebene (vgl. Seitter 2012[1985], 248 ff.).

Dass die jeweils herangezogenen Prämissen selektiv sind, ist nicht der ausschlaggebende Punkt. Entscheidend ist vielmehr, dass kategoriale Vergewisserungsbemühungen offenzulegen haben, weshalb sich für oder gegen einen bestimmten Zuschnitt des Forschungsgegenstands entschieden wurde. Dieser normative Anspruch einer epistemischen Verantwortung hebt darauf ab, »dass wir uns über uns selbst täuschen, wenn wir meinen, uns in normativer Neutralität den Gegenständen des erziehungswissenschaftlichen [bzw. des erwachsenenbildungswissenschaftlichen; MEvE] Interesses zuwenden zu können, während in unserem faktischen Forschungshandeln und unserer Interpretation der Forschungsergebnisse normative Orientierungen unbemerkt ihren Einfluss ausüben« (H.-R. Müller 2013, 39). Die Aufforderung nach »Offenlegung« verbindet sich damit, nicht in einen »dogmatischen Schlummer« (Fuchs 2013, 64) zu fallen (bzw. dort zu verbleiben), sondern Transparenz beim Erschließen des Forschungsgegenstands zu avisieren, die »nur dann einigermaßen vollständig oder zufriedenstellend [ist], wenn die (1) ontologischen, (2) epistemologischen und (3) methodologischen (Vor-)Annahmen, Zugänge und Fragestellungen (sowie damit verbundene Probleme) verständlich thematisiert werden« (Reichenbach 2018, 104; s. a. Dörner & Schäffer 2012, 15). Eine derartige Rückgewinnung kategorialer Vergewisserung zielt letztlich darauf ab, die Latenz von Hintergrundannahmen (wieder) zu revisibilisieren, d. h. Pluralität, Vielfalt und Differenz zu erzeugen (vgl. Reckwitz 2003).

Relational Reframe: Eröffnung neuer Hinsichten auf Migration

Mit dem Anspruch, Untersuchungsgegenstände in einer relationalen Perspektive zu entwickeln, ist eine Entscheidung auf kategorialer Ebene getroffen, die gezielt den Perspektivwechsel vom Substanz- hin zum Relationsdenken aufgreift und darüber die unermesslichen Folgen verabsolutierter substanzialistischer Perspektiven thematisch macht (vgl. Julien 2018, 49). Die Entwicklung eines Verfahrens zur relationslogischen Rekonzeptualisierung von Forschungsgegenständen, welches im Verlauf der Untersuchung als *Relational Reframe* entwickelt und operationalisiert wird, bezieht ihr Fundament aus der Relationstheorie Schaafs. Die von Schaaf vorgelegten relationslogischen Grundprinzipien werden prinzipiell berücksichtigt, gleichwohl nicht ohne notwendige Schritte einer

Respezifizierung durchzuführen. Es ist vor allem die transzendentalphilosophische Ausrichtung Schaafs, die es für das Vorhaben einer relationalen Gegenstandskonstitution erschwert, Anschlüsse für (erwachsenen-)bildungswissenschaftliche Forschung unmittelbar aufscheinen zu lassen. Über die Revision der relationslogischen Grundprinzipien Schaafs wird daher ein Entwurf vorgeschlagen, wie empirische Anschlussfähigkeit hergestellt werden könnte. Mit dem Einsatz des als Relational Reframe bezeichneten Verfahrens zur Konstitution von Untersuchungsgegenständen ist daher das Ziel verknüpft, die Voraussetzungen eines vorgefundenen begrifflichen *Framework*, also die offerierten Wahl- und Differenzierungsmöglichkeiten bei der Gegenstandserschließung, zu revisibilisieren (vgl. Reckwitz 2004) und in einem relationalen Frame zu konstruieren (vgl. Butler 2010, 9 ff.; Knoblauch u. a. 2014).

Die Exemplifizierung einer derart ausgerichteten relationalen Perspektive auf Untersuchungsgegenstände wird an der Kategorie Migration im Kontext der Erwachsenenbildungsforschung erprobt und zur Darstellung gebracht. In diesem Zuge wird zunächst die Selbstverständlichkeit des Untersuchungsgegenstands infrage gestellt und kontingent gesetzt. Der Untersuchungsgegenstand Migration liegt weder einfach vor, ist noch einfach gegeben oder wird einfach entdeckt, sondern er wird – wenn man Bachelard konsultiert – geradewegs gegen diese »erste Erfahrung« (Bachelard 1987[1938], 59) einer naiv realistischen Anschauung hervorgebracht. In diesem Sinne wird sich bei der Erschließung des Untersuchungsgegenstands Migration daher gegen »die Ansprüche des ›konkreten‹ Geistes [...], der das Gegebene unmittelbar zu ergreifen glaubt« (ebd., 44), gestellt und der »gewohnten Erfahrung« (ebd.) sich zu widersetzen angestrebt. Daran anknüpfend handelt es sich bei der relationalen Entwicklung des Untersuchungsgegenstands auch nicht um seine Bestimmung, sondern es geht um seine Konstitution.

Bei der bislang vorherrschenden dominanten substanzialistischen Bestimmung des Untersuchungsgegenstands Migration in der erwachsenenbildungswissenschaftlich informierten Migrationsforschung als »Menschen mit Migrationshintergrund« stellt sich daher die Frage, welche Entwicklungsperspektiven auf Migration über eine derartige Operationalisierung ermöglicht, eingeschränkt und verdeckt sowie welche Hinsichten im Horizont einer relationalen Perspektive sichtbar werden. Durch die kritische Praxis der relationslogischen Rekonzeptualisierung des Untersuchungsgegenstands Migration, was als *Reframe Migration* zur Darstellung gelangt, wird eine Neubeschreibung der Kategorie Migration vorzuschlagen angestrebt, die nicht nur die bisherige Bestimmung des Forschungsgegenstands zu dekonstruieren versucht, sondern sich auferlegt, Migration in einer relationalen Perspektive zu rekonstruieren. Es wäre jedoch ein deutliches Missverständnis, an dieser Stelle eine neue feststellbare Vorstellung, z. B. in Form der Definition einer »relationalen Migration«, zu erwarten. Damit würde ein Kategorienfehler begangen werden. Entscheidend ist, über das *Reframe Migration*

eine neuartige Hinsicht auf den Untersuchungsgegenstand Migration in Erscheinung treten zu lassen, indem sein dynamischer und prozessualer Beziehungscharakter herausgestellt wird. Der Einsatz eines derartigen Perspektivwechsels zielt daher auch nicht darauf ab, sofern dies überhaupt erwogen werden sollte, *political correctness* beim Gebrauch von Begriffen anzumahnen oder eine spezifische soziale Wirklichkeit zu leugnen. Unbenommen gibt es Menschen, die migrieren, sich bewegen, mobil sind usw. Diese jedoch mit ihnen als ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ allzu schnell verbundenen selbstverständlichen Eigenschaftszuschreibungen gilt es im Sinne eines *Relational Reframe* zuallererst zu hinterfragen, und dabei sichtbar zu machen, wer für die jeweiligen Zuschreibungen verantwortlich ist, was jene Zuschreibungen ermöglichen und beschränken und welche Hinsichten auf Migration auch möglich und wirklich werden können, sobald ein relationaler Denkraum vorliegt. Neue Hinsichten hervorzubringen, bedeutet danach, Konstruktionen zu entwickeln, mit denen jene »abstrakte Stufe« (Bachelard 1987[1938], 42) erreicht werden, um neue empirische Beschreibungsmöglichkeiten aktualisieren zu können.

Plan der Untersuchung

Im Horizont der bislang angestellten Einkreisungen gilt es nun, die Ausführungen in einen systematischeren Zusammenhang zu bringen. Der Rückgriff auf relationslogische Theorieansätze erhält, wie bereits eingangs gekennzeichnet, zunehmend wissenschaftstheoretische Aufmerksamkeit und bezieht seine Attraktivität vor allem aus der Kritik an einem verabsolutierten Substanzdenken. Auch in der Erziehungswissenschaft und ihren Teildisziplinen lässt sich in zunehmenden Maße die expandierende und zunehmend explizite Beschäftigung mit relationalen Theorien beobachten (z.B. Ricken 1999; Meder 2000/2010; Herzog 2001a/2017; Hartwich 2002; Poenitsch 2004; Witsch 2008; Kessl & Reutlinger 2009; Köngeter 2009; Künkler 2011; von Sychowski 2011a/2014; Schäffter 2012a/2013a/2014a; Schaller 2012; Prengel 2013; Baldauf-Bergmann 2014; Richter 2014; Dierbach 2016; Früchtel u.a. 2016; Gieseke 2016, 236 ff.; Rosa & Endres 2016; Kraus 2017; Krautz 2017; Liegle 2017; Löwenstein & Emirbayer 2017; Meißner 2019). Mit einer relationalen Perspektivierung ist die Behauptung verbunden, dass die Pluralität und Dynamik sozialer Wirklichkeit epistemologisch angemessener zu erfassen möglich ist, als dies substanzialistische Perspektiven vermögen. Auch wenn die aufgezählten Zugänge diesen Grundzug relationalen Denkens teilen, zeigt sich bei näherer Betrachtung eine Heterogenität bei der Auslegung und Entwicklung relationaler Theoriefiguren¹. Die in dieser Untersuchung

1 Den Forschungsstand zur Rezeption relationaler Ansätze in der Erziehungswissenschaft sowie in der Erwachsenenbildungswissenschaft zu erschließen,

geplante Entfaltung des Relational Reframe reiht sich in die Dynamik der vielfältigen Entwicklungsbewegungen ein und offeriert daher ein weiteres Angebot relationaler Theorieentwicklung.

In Anbetracht der Konjunktur relationaler Theoriefiguren beschäftigt sich die vorliegende Untersuchung aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive mit der Theorie- und Erkenntnisentwicklung in der Erwachsenenbildungswissenschaft. Dabei setzt der zentrale Argumentationsstrang mit der Prämisse ein, dass sich eine historische Transformation der Episteme von einer substanzialistischen hin zu einer relationalen Formation zunehmend deutlicher abzeichnet und Fragen zur Theorie- und Erkenntnisentwicklung – insbesondere in gegenstandstheoretischer Perspektive – fragwürdig werden lässt. Unter diesem Gesichtspunkt wird sich daher in der Untersuchung den erkenntnisleitenden Fragen gewidmet, welche Hinsichten mit einer relationalen – im Gegensatz zu einer substanzialistischen – Perspektive auf Forschungsgegenstände intelligibel werden und welche methodologischen Konsequenzen sich für empirische Forschung in der Erwachsenenbildungswissenschaft abzeichnen. Im weitesten Sinne nimmt die Untersuchung eine »transzendente Fragehaltung« (Schönwälder-Kuntze 2015, 33) ein, weil sie, so könnte mit Tatjana Schönwälder-Kuntze ausgedrückt werden, »versucht, die Möglichkeitsbedingungen dessen, was [gegenwärtig] der Fall ist, aufzufinden« (ebd.), sie zum Thema zu machen und sie anschließend in einem relationalen Horizont zu reformulieren.

Für die Auseinandersetzung mit den erkenntnisleitenden Fragen entfaltet sich der Argumentationsgang entlang von *fünf Teilen*, die jeweils in Teilkapitel gegliedert wurden. Der Plan der Untersuchung stellt sich dabei folgendermaßen dar:

Teil I der Untersuchung beschäftigt sich mit der Thematisierung der Theorie- und Erkenntnisentwicklung in der Erwachsenenbildungswissenschaft. Über einen Streifzug durch die akademische Disziplin Erwachsenenbildung werden Ausführungen zur disziplinären Wissensproduktion,

stellt eine für das in dieser Studie verfolgte Interesse reizvolle, aber (noch) nicht zu bewältigende Aufgabe dar. Die Schwierigkeit der Aufgabe besteht darin, dass im Horizont der relationslogischen Grundprinzipien, wie sie Schaaf vorlegt, streng genommen jeder theoretische Ansatz für einen solchen Forschungsstand infrage käme, weil bereits vielerorts relationale Annahmen wirken (z.B. in (post-)strukturalistisch, systemtheoretisch, (sozial-)konstruktivistisch, dialektisch, netzwerktheoretisch oder interaktionistisch informierten Ansätze). Sofern von dieser weiten Fassung abgesehen wird und sich den Ansätzen zugewendet werden würde, die explizit relationslogische Theoriefiguren referieren, wäre der Umfang des Forschungsstands eingedämmt, gleichwohl hinreichend ausführlich und nicht weniger komplex. Weil jedoch in der vorliegenden Studie beabsichtigt wird, eine Variante relationslogischer Theorieentwicklung einzuführen, bleibt eine ausführliche Darstellung möglicher Forschungsstände ein Desiderat.

zur Entwicklung von Theorie und Erkenntnis und zum Verhältnis von wissenschaftstheoretischer Reflexion und empirischer Forschung versammelt, gesichtet und gewichtet. Dabei zeigt sich, dass die Auseinandersetzung mit grundlagentheoretischen Klärungsbemühungen und kategorialer Vergewisserung zwar zum Inventar der Erwachsenenbildungswissenschaft gehört, mit voranschreitender disziplinärer Entwicklung aber zunehmend vernachlässigt wurde. An diesem Punkt ist die Erwachsenenbildungswissenschaft aufgefordert, gegenzusteuern und insbesondere die Rückgewinnung wissenschaftstheoretischer Diskussionen voranzubringen und deren Relevanz für empirische Forschung stärker in den Blick zu nehmen.

Die Relevanz der Rückgewinnung wissenschaftstheoretischer Vergewisserung in empirischen Forschungsvorhaben wird in *Teil II* untermauert. Vor dem Hintergrund zunehmender Kontingenz erhalten Historizität und Kontextualität bei der Produktion von Wissen und Entwicklung von Erkenntnis eine besondere Stellung. Sofern nicht mehr von unveränderlichen Apriori ausgegangen wird, sondern von ›historischen Apriori‹, zeigt sich, dass eine intensive Auseinandersetzung mit den Konstitutionsbedingungen von Untersuchungsgegenständen notwendig wird. Dass in diesem Zusammenhang gegenstandstheoretische Reflexionen als politisches Handeln in den Vordergrund gerückt werden, geschieht vor dem Hintergrund des epistemischen Engagements der Untersuchung.

Im Zuge der historischen Transformation der Episteme von einer substanzialistischen hin zu einer relationalen Perspektive beschäftigt sich *Teil III* ausführlich mit der Fundierung eines relationalen Denkrahmens und der Entwicklung und Operationalisierung eines dreischrittigen Verfahrens zur relationslogischen Rekonzeptualisierung von Forschungsgegenständen. Mit *Relational Reframe* wird ein Entwurf vorgeschlagen, wie der Aufschwung relationaler Theorieentwicklung für erwachsenenbildungswissenschaftliche Forschung fruchtbar gemacht werden könnte. Gestützt wird sich dabei auf die relationslogischen Grundprinzipien Julius Jakob Schaafs und deren Fortentwicklungen durch Paul Drechsel und Ortfried Schaffter. Mit der Entwicklung des *Relational Reframe* wird letztlich eine Methodologie gewonnen. Die ›eigentliche‹ Arbeit zeigt sich dann darin, auf dem neu gewonnenen Fundament empirische Erkenntnisse zu gewinnen.

Teil IV befasst sich mit der exemplarischen Erprobung des *Relational Reframe* am Forschungsgegenstand Migration und dessen Personifizierung als ›Menschen mit Migrationshintergrund‹. Im Zentrum steht dabei die Auseinandersetzung mit der unterkomplexen und teilweise insuffizienten Gegenstandsbestimmung in der erwachsenenbildungswissenschaftlichen Migrationsforschung. Im Sinne einer Gegensteuerung wird daher mit der relationslogischen Rekonzeptualisierung ein eigenständiger Vorschlag zur relationalen Konstitution von Migration zur Diskussion gestellt. Dieses *Reframe Migration* vollzieht einen kategorialen Schritt in einen noch offenen und unbekanntem Horizont mit dem Anspruch, neue Hinsichten

auf die Kategorie Migration hervortreten zu lassen, die nicht nur im engeren Sinne für die Erwachsenenbildungswissenschaft, sondern darüber hinaus auch für andere Wissenschaftsdisziplinen von Interesse sein könnten.

Teil V widmet sich tentativ wissenschaftstheoretischen und methodologischen Konsequenzen einer relationalen Perspektive auf Untersuchungsgegenstände, die eine Vielzahl an Forschungsfragen – über das *Reframe Migration* hinaus – aufwerfen und in zukünftigen Suchbewegungen zu erschließen sein werden. In diesem Zusammenhang gelangt die historisch gewachsene, disziplinär organisierte Wissensproduktion und Erkenntnisentwicklung in den Wissenschaften als ein mögliches Erkenntnismemnis in den Fokus und wird in Hinblick auf eine transdisziplinäre Wissensproduktion diskutiert. Die Untersuchung schließt mit der Skizze eines ›komplementären Denkstils‹, der eine lern- und bildungstheoretische Aufgabe konturiert, die für die Erwachsenenbildungswissenschaft ein noch zu formierendes Forschungsfeld hervorbringt.

Einsatz einer relationalen Perspektive

Die Einladung zum Perspektivwechsel von einer substanzialistischen hin zu einer relationalen Entwicklung von Untersuchungsgegenständen kann in Anschluss an Christiane Thompson als ›kategoriale Befremdung‹ aufgegriffen werden. Mit dem Einsatz einer relationslogischen Rekonzeptualisierung von Forschungsgegenständen soll daher nicht nur »Ungewohntes und Neues« (ebd.) eingefangen, sondern auch der »Ort des eigenen Nachdenkens irritiert« (Thompson 2011, 148) werden. Die Infragestellung der »Konsistenz und Einheitlichkeit des zu verhandelnden Wissensfeldes« (ebd.) und die Thematisierung der »kontextuelle[n] Kontingenz« (Knorr Cetina 2012[1981], 34 ff.) werden mit dem Erkenntnisinteresse mobilisiert, dass Klärungsbewegungen auf kategorialer Ebene eine erhebliche disziplinäre Bedeutung für das Nachdenken über Erkenntnisentwicklung besitzen. Demzufolge versteht sich die Einnahme einer relationalen Perspektive als normativer Einsatz in zweierlei Hinsicht: Einerseits wird durch die Entwicklung des *Relational Reframe* ein Verfahren eingesetzt, aufs Spiel gesetzt, andererseits zielt der Einsatz einer relationalen Perspektive auf eine epistemische Intervention als Eingriff in ein bestehendes Geschehen ab. In dieser Hinsicht knüpft die Untersuchung an Jan Masschelein und Michael Wimmer an, für die ein derartiges epistemisches Engagement heißt, sich dafür zu engagieren, dass in »ein Feld bereits bestehender Elemente, Relationen und Regeln, [...] etwas Neues hinein- bzw. dazukommt und dort Veränderungen, Unterbrechungen, Differenzen oder gar Störungen eingespielter Abläufe, Ordnungen und Grenzen« (Masschelein & Wimmer 1996, 7) bewirkt.

Dieser ›Einsatz‹ einer relationalen Perspektive ist an dieser Stelle jedoch nicht darauf gerichtet, Handlungsempfehlungen, Best-Practice-Beispiele

oder Rezepte für die sogenannte Erwachsenenbildungs- oder Weiterbildungspraxis vorzulegen und allzu eifertig zur Verfügung zu stellen (vgl. dazu Schülein 2002, 14). Derartige Forderungen, etwas Funktionierendes, Brauchbares, Anwendbares oder Nützlichendes zu liefern, beziehen sich auf ein instrumentelles Theorie-Praxis-Verhältnis (vgl. Tremel 2010, 16; Reichenbach 2016b, 417; Herzog 2018, 814 f.). Der Einsatz einer relationalen Perspektive entwickelt sich vielmehr entgegen derartiger Forderungen über den Weg einer auf Erkenntnis gerichteten Problematisierung (Bachelard 1974[1971], 140; 1987[1938], 46 ff.) und damit zunächst »gegen« die sogenannte Praxis. Mit der Bewegung der Problematisierung, die an Gaston Bachelards sowie an Michel Foucaults (1984) Auslegungen anschließt, geht es darum, einen bislang unbeachteten Aspekt intelligibel zu machen und als Problematik gewinnen und konturieren zu können. Damit ist die Absicht verbunden, zunächst »vorhandene Lösungen in ihrer Kontingenz überhaupt erst erkennbar und damit mit anderen möglichen Lösungen vergleichbar« (Ahrens 2011, 300) zu machen. Dieser eingeschlagene Weg strebt daher an, Problematiken aufzustöbern und in einem wissenschaftstheoretischen Kontext zu reinformieren, für die sonst »schon immer eine Lösung« (ebd.) vorliegt (s.a. Ricken 2011; Kubac 2013). Vor diesem Hintergrund ist es gewissermaßen der Widerstand gegen eine auf Lösungen abzielende Perspektive, der das Werden einer neuen Hinsicht veranlasst. Dieses Werden ist daher »nicht als ein passives Geschehen, sondern als ein Abgewinnen« (Rheinberger 2016, 42) zu verstehen (vgl. auch Bachelard 1988[1934]). In diesem Sinne eines »nicht nachlassenden Widerstand[s]« (Lavagno 2012, 204) strebt das Relational Reframe danach, der qualitativen Vielfalt der Untersuchungsgegenstände Geltung zu verschaffen und den Reichtum möglicher empirischer Erfahrungsweisen aufzufächern.